

Der Spiegel.

Zeitschrift für die elegante Welt, Literatur, Kunst, Theater und Mode.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Berleger:
N. Eisenfels, Dr. S. Saphir.

Verantw. Redacteur:
Dr. Sigmund Saphir.

Nro. 13.

Posth, Mittwoch, den 15. November.

1848.

Eine Mainacht.

Aus Gogol's kleinrussischen Volksgeschichten.

(Fortsetzung.)

III.

Ein unerwarteter Nebenbuhler. Das Complot.

„Nein, Bursche, nein, ich will nicht! Was ist das nur für eine Ausgelassenheit! Wie werdet Ihr nicht müde in einem fort Muthwillen zu treiben? Ohnehin gelten wir schon für Gott weiß welche unbändige Kerle. Gehet doch lieber schlafen!“ So sprach Lewko zu seinen ausgelassenen Kameraden, die ihn durchaus zu neuen Streichen bereden wollten. „Gute Nacht Brüder, angenehme Ruhe!“ Und mit raschen Schritten entfernte er sich von ihnen. „Ob meine helläugige Hanna wohl schon schläft?“ dachte er, sich dem uns bekannten Häuschen mit den Kirschbäumen nähernd. In der Stille ließ sich ein leises Gespräch hören; Lewko blieb stehen. Zwischen den Bäumen schimmerte ein weißes Hemd. „Was soll das sein?“ dachte er, schlich näher und versteckte sich hinter einen Baum. Das Mondlicht fiel hell auf das Gesicht des vor ihm stehenden Mädchens. . . es war Hanna! Aber wer ist denn der langgewachsene Mann, der ihm den Rücken kehrt? Vergebens sah er hin; die Dunkelheit bedeckte Jenen vom Kopf bis zu den Füßen. Nur von vorn war er ein wenig beleuchtet; aber der kleinste Schritt den Lewko vorwärts that, setzte ihn der Unannehmlichkeit aus, entdeckt zu werden. Still lehnte er sich an den Baum, und beschloß stehen zu bleiben. Das Mädchen nannte deutlich seinen Namen.

„Lewko? Lewko ist noch ein Milchbart!“ sagte der lange Mann heiserer Stimme und halblaut. „Wenn ich ihn jemals bei dir treffe, will ich ihn tüchtig am Schopfe zerrn. . .“

„Den Schufst möcht' ich kennen, der sich vermisst mich am Schopfe zu zerrn!“ sprach Lewko leise vor sich hin und bog sich lauschend vor, damit ihm ja kein einzig Wort entginge. Aber der Unbekannte sprach so still weiter, daß sich nichts hören ließ. „Wie schämst du dich nicht!“ sagte Hanna, als er seine Rede beendet. „Du lügst, du hintergehst mich, du liebst mich nicht; ich werde niemals glauben, daß du mich lieb hast.“

„Ich weiß“ versetzte der lange Mann, „Lewko hat dir viel albernes Zeug vorgeschwagt und den Kopf verdreht. (Jetzt kam's dem Burschen vor, als sei die Stimme des Unbekannten ihm durchaus nicht unbekannt, als habe er sie schon irgend wo gehört.) Aber der Lewko soll mich kennen lernen!“ fuhr der Unbekannte in demselben Tone fort. „Er denkt, daß ich alle seine Streiche nicht sehe; erfahren soll er, der Hundskerl, was ich für Häuste habe.“ Bei diesem Wort konnte Lewko seinen Grimm nicht mehr bemeistern; er that ein paar Schritte auf den Mann zu, und holte mit aller Kraft aus, um ihm einen Backenstreich zu geben, der den Unbekannten trotz seiner sichtlich Stärke vielleicht umgeworfen hätte: aber in diesem Augenblick fiel ein Strahl auf des Mannes Gesicht, und Lewko erstarrte; denn er sah, daß sein Vater vor ihm stand. Nur ein unwillkürliches Kopfschütteln und ein leises Pfeifen zwischen den Zähnen drückten sein Erstaunen aus. Da ließ sich ein Geräusch hören, und Hanna stoh eilends in's Haus, die Thür hinter sich zuschlagend.

„Gute Nacht, Hanna!“ rief jetzt einer der Burschen, der sich herangeschlichen, und wollte den Schulzen küssen. Entsetzt sprang er zurück, als er den harten Schnurrbart fühlte. „Gute Nacht, meine Holde!“ rief ein Anderer: aber Dem gab der Schulze einen so heftigen Stoß, daß er kopfüber

zu Boden flog. „Gute Nacht, gute Nacht, Hanna!“ riefen mehrere Burschen, und hingen sich ihm um den Hals. „Daß Euch das Donnerwetter! Ihr verfluchten Bengel!“ schrie der Schulze, sich von ihnen losmachend und sie mit den Füßen stoßend. „Was bin ich denn für eine Hanna? Hol' Euch sammt Euern Vätern der Henker, Ihr Teufelsbrut! Sind über mich hergefallen wie Fliegen über den Honig! Euch will ich gleich! . . .“

„Der Schulze! der Schulze! es ist der Schulze!“ schrien die Burschen auf und liefen nach allen Seiten auseinander.

„Ei, ei, Vater!“ sagte Lewko, sich von seinem Staunen erholend und blickte dem Schulzen nach, der schimpfend fortging. „Das sind schöne Streiche! herrlich! Und ich habe mich immer gewundert und mir den Kopf zerbrochen, was das nur bedeuten mag, daß er sich taub stellt, wenn man mit ihm von was Ordentlichem spricht. Warte du alter Graubart, dir soll es theuer zu stehen kommen, daß du vor den Fenstern junger Mädchen herumstulerst um Andern ihre Bräute abspenstig zu machen! He da, Jungen, kommt her!“ rief er, mit der Hand den Burschen winkend, die sich auf's Neue scharenweise um ihn sammelten. „Tretet her! Ich habe Euch zugeredet schlafen zu gehen; jetzt bin ich andern Sinnes und gern bereit, die ganze Nacht mit Euch zu schwärmen.“

„So recht!“ sagte ein breitschultriger und stämmiger Bursche, der für den ersten Bruder Lieberlich und Thunichtgut im ganzen Dorfe galt. „Mir ist's immer so flau, wenn ich nicht ordentlich schwärmen und meine Stücklein ausführen kann; gerad wie wenn mir was fehlte, wie wenn ich meine Mütze oder Pfeife verloren — mit einem Wort, ich fühle mich da gar nicht als Kosak.“

„Wollen wir heut einmal den Schulzen recht ärgern?“

„Den Schulzen!“

„Ja wohl, den Schulzen. Meiner Seel, was denkt er nur? Er nimmt sich bei uns heraus wie ein Hetman. Nicht genug, daß er uns herumschickt, wie seine Knechte, er schleicht auch noch zu unsern Mädchen. Ich glaube wahrlich, es gibt im ganzen Dorf kein nettes Mädel, dem der Schulze nicht nachgelaufen.“

„Ei freilich, freilich!“ riefen alle Burschen einstimmig.

„Nun Kinder, sind wir denn keine Knechte? was? Sind wir nicht von solcher Herkunft, wie er? Gottlob, wir sind freie Kosaken! Zeigen wir ihm, Bursche, daß wir freie Kosaken sind!“

„Das wollen wir!“ riefen die Burschen. „Und wenn's einmal an den Schulzen geht, so soll auch der Schreiber dran!“

„Auch der. Mir ist zufällig ein prächtig Spottlied auf den Schulzen eingefallen. Kommt, ich will es Euch lehren.“ fuhr Lewko fort, die Saiten seiner Pandura anschlagend. „Jetzt hört, verkleidet Euch wie Ihr könnt!“

„Juchhe Kosakenherz!“ rief der stämmige Bruder Lieberlich händeklatschend und die Absätze aneinanderschlagend. „Das ist prächtig, das ist eine Lust! Wenn man einmal so recht toll sein kann, ist's Einem wie in früheren Jahren. Am's Herze ist's so frei, so leicht, die Seele ist wie im Paradiese. Juchhe, Brüder, juchhe.“

Und der Haufe flog lärmend über die Straßen hin. Die ehrbaren Mütterchen, vom Geschrei aufgeweckt, zogen die Fenster auf und bekreuzten sich schlaftrunken mit den Worten: „Na, jetzt sind die Bursche 'mal lustig.“

IV.

Die Bursche sind lustig.

Nur in einem Hause an der Ecke der Straße war noch Licht. Das war

des Schulzen Wohnung. Der Schulze war längst mit seinem Abendessen fertig, und hätte ohne Zweifel auch längst schon geschlafen, aber bei ihm war der Branntweimbrenner zu Besuch, welchen der Gutsherr, der im freien Rosafendorf einen kleinen Antheil Land besaß, hergeschickt, eine Branntweimbrennerei zu errichten. Der Gast saß auf dem Ehrenplatz dicht unter den Heiligenbildern: es war ein kurzes dickes Männlein mit kleinen ewig lachenden Augen, in welchen sich das Vergnügen zu malen schien, mit dem er aus seiner kurzen Pfeife rauchte, wobei er jeden Augenblick spuckte und mit den Fingern die Tabaksasche zudrückte. Rauchwolken breiteten sich rasch über ihn aus und hüllten ihn in blauen Nebel. Man hätte denken mögen, es habe die breite Esse irgend einer Branntweimbrennerei, müde auf dem Dache zu sitzen, einen Spaziergang gemacht und sich in des Schulzen Hause anstandslos am Tische niedergelassen. Unter seiner Nase strarrte ein kurzer dichter Schnurrbart, der aber durch die Tabaksmosphäre so unbedeutlich durchschimmerte, daß es aussah, als habe der Branntweimbrenner ein Maus gefangen, und hielte sie, das Monopol der Hausfuge verlegend, in seinem Munde. Der Schulze, als Wirth, saß in bloßem Hemd und leinenen Bluderhosen. Sein Ablersauge begann, der Abendsonne gleich, nach und nach zu sinken und zu blinzeln. An der Ecke des Tisches rauchte einer von den Dorfwächtern, welche des Schulzen Regiment bildeten, seine Pfeife. Dieser hatte aus Achtung gegen den Wirth einen Kittel an.

„Gedenken Sie denn bald Ihre Branntweimbrennerei zu errichten?“ sagte der Schulze zu dem Brenner, und machte über seinen gährenden Mund ein Zeichen des Kreuzes.

„Mit Gottes Hilfe fangen wir vielleicht schon in die'm Herbst zu brennen an. Ich setze meinen Hals dran, wenn bis Mariä Geburt der Herr Schulze nicht im Gehen deutsche Brezeln mit den Füßen zeichnet.“ Bei diesen Worten waren die Augen des Brenners wie verschwunden; statt ihrer zogen sich förmliche Strahlen bis an die Ohren; die ganze Gestalt erzitterte vor Lachen, und die feischen Lippen ließen auf einen Augenblick die dampfende Pfeife los.

„Gott geb's!“ sagte der Schulze, auf dessen Gesicht sich etwas wie ein Lächeln zeigte. „Jetzt haben wir Gott sei Dank doch schon mehrere Branntweimbrennereien. Gehedem aber, als ich die Kaiserin auf dem Perejaslaw'schen Wege führte, da hat noch der selige Besborodko...“

„Na, Gevatter, von welcher Zeit spricht Ihr! Da gab's von Klement'schug bis Romen nicht zwei Brennereien, und jetzt... Habt Ihr gehört, was die verwünschten Deutschen ausgedacht? Bald, heißt es, werden sie nicht mehr mit Holz brennen, wie alle guten Christen, sondern mit irgend einem verteuften Dampf.“ Bei diesen Worten blickte der Brenner nachdenkend auf den Tisch und seine auf demselben ausgebreiteten Hände. „Mit Dampf — wie sie das machen, weiß der Himmel!“

„Gott verzeih mir's, diese Deutschen sind doch wahre Narren!“ sagte der Schulze. „Auspeitschen mücht' ich sie, die Hundskerle! Ist's erhört, daß man etwas mit Dampf zum Kochen bringt! Danach kann man also einen Köffel Sauersuppe nicht an die Lippen bringen, ohne sie zu braten, wie'n junges Ferkel...“

„Und Ihr, Gevatter“, ließ sich des Schulzen Schwägerin hören, die mit untergeschlagenen Beinen auf dem Ofen saß — „Ihr wollt die ganze Zeit ohne Cure Frau bei uns leben?“

„Was soll sie mir? Ja, wenn's was Rechtes wär!“

„Ist sie denn nicht hübsch?“ fragte der Schulze, sein Auge auf ihn heftend.

„Wo denkt Ihr hin? Uralt ist sie, und die Frage voller Runzeln, wie ein leerer Geldbeutel.“ Dabei wankte wieder die kleine Gestalt des Brenners von schallendem Gelächter.

In diesem Augenblick scharrete etwas an der Thür, sie ging auf — und ein Bauer trat, ohne die Mütze abzunehmen, über die Schwelle, blieb wie in Gedanken mitten in der Stube stehen, mit aufgesperrem Munde und nach der Decke blickend. Das war unser Bekannter, Kalenik. „Da wär' ich denn zu Hause!“ sagte er, sich auf die Bank an der Thüre setzend, ohne auf die Anwesenden die geringste Aufmerksamkeit zu wenden. „Wie doch der Satan den Weg weit gemacht hat! Ich gehe und gehe, und kein Ende! Die Füße sind mir wie abgeschlagen. Alte, reich' mir doch meinen Pelz, ich will ihn mir hier unterbreiten. Zu dir auf den Ofen komme ich bei Gott nicht, nein, ich komme nicht: die Füße thun mir weh! Gib ihn mir schnell her, er liegt dort in der Ecke. Sieh nur, daß du den Napf mit geriebenem Tabak nicht umwirfst. Doch nein, rühre du lieber nichts an! Du bist heute vielleicht

betrunken... Ich will ihn mir selber holen.“ Kalenik richtete sich ein wenig auf, aber eine unbezwingbare Gewalt fesselte ihn an die Bank.

„Das laß' ich mir gefallen“, sagte der Schulze; „kommt in ein fremdes Haus und schaltet wie in seinem eigenen! Dem will ich hübsch das Geleit geben...“

(Fortsetzung folgt.)

Theater- und Musik-Salon.

Rossini's Duvertüren. Die Duvertüren Rossini's sind Meisterwerke und doch, wie er selbst erzählt, wurden sie meist in der größten Eile geschrieben. „Die Duvertüren zu ‚Dihello‘“ schrieb ich in einem Zimmerchen des Palastes Barbaja's, in welches mich dieser Director bei Wasser und Macaroni eingesperrt hatte und das ich nicht verlassen durfte bis die letzte Note geschrieben war. Die Duvertüre zur „Gazza ladra“ schrieb ich nicht vor dem Tage der ersten Aufführung, sondern an diesem selbst und zwar in dem Theater der Scala in Mailand, wo mich der Director von vier Personen bewachen ließ, welche mir die Noten fast unter der Hand wegnahmen und den Abschreibern überbrachten, von denen sie sogleich dem bereits versammelten Orchester vorgelegt wurden. Zum „Barbier von Sevilla“ habe ich gar keine Duvertüre geschrieben, denn man hat für diese höchst komische Oper die Duvertüre genommen, welche ich für die höchst ernste „Elisabeth“ geschrieben hatte, aber das Publicum war vollkommen zufrieden damit. Die Duvertüre oder vielmehr die Einleitung zu dem „Graf Dry“ schrieb ich in Petit Bourg, während ich mit dem Banquier Aguado angelte, der fortwährend von den spanischen Finanzen sprach und mich damit höchst langweilte. Die Duvertüre zum „Tell“ endlich schrieb ich in ähnlicher Lage in meiner Wohnung in Paris im Beisein einer großen Gesellschaft, die wir untereinander schwagte. Je lauter sie aber wurde, um so eifriger arbeitete ich, um von dem Lärme so wenig als möglich zu hören.“

Paris. Werner's bekanntes Drama „der 24. Februar“, welches Herr Paul Lacroix mit großer Sorgfalt und Geschicklichkeit ins Französische übersetzt hat, ist vorige Woche im Odeon-Theater aufgeführt und mit großem Beifall aufgenommen worden; es soll fast kein Auge trocken gelassen haben.

Man trägt sich in Paris mit dem Gerüchte, daß die Theaterzensur wieder hergestellt und drei Inspectoren übertragen werden solle; indes ist die Sache noch nicht verbürgt, auch würde die Regierung mit der größten Vorsicht dabei zu Werke gehen müssen, und jedenfalls dürfte man ihr einwerfen, daß die Theater der Republik der monarchischen Zuchttruthe entwachsen seien.

Brüssel. Wie überall das nationale Element in unserer merkwürdigen Zeit mehr und mehr zu Tage tritt, so in Belgien, wo es sich namentlich durch die Vorliebe für das vlämische Theater zu erkennen giebt. Eine niederdeutsche Bühne wird dort mehr und mehr Bedürfnis und die Begabtesten der jungen vlämischen Schriftsteller wenden sich deshalb auch mit Vorliebe dem Drama zu, aber an eine Begünstigung desselben von Seite des Staates oder der Gemeinden denkt man noch nicht. Dagegen hat fast jede große Stadt in Belgien ein großes reiches Haus zur Darstellung französischer Schauspiele und die Directoren französischer Theatergesellschaften erhalten sehr bedeutende Unterstützungen, trotzdem sinkt das französische Theater mehr und mehr, die Franzosen spielen vor leeren Bänken, während bei jeder Vorstellung eines vlämischen Stückes die Häuser zum Brechen gefüllt sind und die zahlreichen vlämischen Liebhabertheater sich mehr und mehr entwickeln.

Köln. Wir sahen in verflossener Woche zwei dramatische Arbeiten von Roderich Benedix auf unserer Bühne, von denen das eine, ein dreiactiges Lustspiel: „Die Sündenböcke“, zum ersten Mal über die Bretter schritt. Das Stück bestand diese seine Feuerprobe vortrefflich. Ein sinniger Gedanke ist mit Geschmak und einem großem Geschick ausgeführt; in der Anlage nichts Gezwungenes, nichts Unwahrscheinliches, und so ärtete das Stück denn auch reichlichen Beifall.

Bur Tagesgeschichte.

— In einem Pariser Theater kam kürzlich ein Auftritt vor, welcher deutlich bezeichnet, daß die Franzosen nichts weniger als gut republicanisch gesinnt sind, wie sehr man sich auch officiell bemühet, das Gegentheil fortwährend zu versichern. Es war bei einer Aufführung von Auber's neuester

Oper „Haydee“, in welcher im dritten Acte Domenico ausruft: „il nous faut un souverain!“ (wir müssen einen Fürsten haben.) Diese Worte brachten eine electriche Wirkung hervor und das gesammte Publicum brach einmüthig in jubelndes Beifallsklatschen aus, das dreimal wiederholt wurde. — Daß die Engländer ihrer Herrscherfamilie im höchsten Grade zugethan sind, ist bekannt; sie übertreiben sogar bisweilen ihre loyalen Gesinnungen oder geben sie zu unpassender Zeit zu erkennen. So erschien bei dem großen Musikfeste in Norwich, das vor Kurzem abgehalten wurde, der Herzog von Cambridge mitten in der Aufführung einer Beethovenschen Symphonie und zwar im zweiten Theile derselben. Sowie er eintrat, wurde die Symphonie unterbrochen, das Orchester begann das Rule Britannia zu spielen, die Anwesenden riefen Hurrah und der Herzog verbeugte sich. Als dann das Nationallied zu Ende war und der Herzog sich gesetzt hatte, spielte das Orchester die Symphonie weiter wo sie unterbrochen worden war. Den Herzog von Cambridge in Ehren, aber — Beethoven auch, der sich gewiß bei dieser Mißhandlung einer seiner Schöpfungen im Grabe umgewendet hat. — Seit die Königin eine Vorliebe für die schottischen Hochlande und Prinz Albert Vorliebe für die Jagd dort zeigt, ist Schottland unter der vornehmen englischen Welt völlig Mode geworden und die fashionablen Jäger wollen nur in dem Hochlande jagen. Man erzählt, daß Einer dieser reichen Nimrode ein kleines Thal dort als Jagdrevier gepachtet hat und dafür 200 Pfd. St. zahlt, während die Felder und Wiesen desselben Thales zur Bewirthschaftung an einen Landmann für nur 140 Pfd. verpachtet sind. —

— London 27. Oct. Das „Morning Chronicle“ äußert in Bezug auf die österreichischen Angelegenheiten: „Wenn es den vereinigten Heeren von Jelacic und Windischgrätz gelingen sollte, den Widerstand Ungarns zu unterdrücken, dann haben jene Führer die Aussicht, ihren Planen eine weit größere Ausdehnung zu geben, als sie es vor drei Monaten hätten erwarten können. Sie werden es vielleicht in ihrer Gewalt haben, indem sie den Grundsaß der Nationalität bis aufs Aeußerste treiben, Oesterreich zu gleicher Zeit mit Deutschland und Rußland zu verwickeln und ganz Europa in Flammen zu setzen. Wir wollen gern das Bessere hoffen, wir können jedoch nur Mißtrauen empfinden gegen die Vorsicht und die Mäßigung von Männern, welche ihre Kräfte der Verfolgung von Zwecken gewidmet haben, mit denen Vorsicht und Mäßigung — wir befürchten es — wenig gemein haben.“

Etwas von Allem.

— In der Stadt Solothurn zündete ein Bürger, der vor zehn Jahren aus der Urnerlotterie das große Loos erhalten hatte und dadurch in Niederlichkeit verfallen war, sein Haus an, um seinen Gläubigern nichts als die Asche desselben übrig zu lassen. Bevor noch die Feuertrommel ertönte, fiel der Schuß mit dem er seitwärts seinem Leben ein Ende machte. Das Feuer konnte gelöscht werden.

— Detmold, 19. Oct. Die Witwe des Dichters Grabbe, der seiner Zeit sowohl durch seine großartigen Poesien als auch durch seine persönliche barocke Erscheinung so viel Aufsehen erregte, ist am 17. October gestorben. Sie ist in den Berichten über das Leben ihres Gatten früher vielfach der Gegenstand öffentlicher Besprechung gewesen. Einem hier verbreiteten Gerüchte zufolge hat die Verstorbene in ihrem gerichtlich deponirten und noch nicht geöffneten Testament dem Dichter Freiligrath den Haupttheil ihres Vermögens zugebacht, und hat dies die Wahrscheinlichkeit für sich. Mit demselben hat sie nämlich seit der Zeit, wo er hier bei seinen Eltern lebte (seine Mutter liegt hier begraben) immer in freundschaftlichem Verkehre gestanden und hat ihm ihre ganze Seele um so mehr zugewendet, da sie hier, nicht ganz ohne Verschulden, eine sehr einsame Stellung behauptete.

— Ein ungeheurer Schatz. „Es ist“, erzählt William Prescott, nach einem Manuscripte, in seiner Geschichte der Eroberung von Peru u. s. w. „ein wohlverbürgtes und allgemein angenommenes Gerücht, daß sich in der Festung von Supeco eine geheime Halle befindet, worin ein ungeheurer Schatz verborgen ist, bestehend in den aus Gold gearbeiteten Statuen sämmtlicher Inkas. Noch jetzt lebt eine Dame, Donna Maria de Esquivel, die Gemalin des letzten Inka (ein gewisser Hispanischer Don Carlos), welche in dieser Halle gewesen ist, und ich habe sie die Art und Weise, wie sie in dieselbe gekommen, selbst erzählen hören. Don Carlos, der Gemal Donna Maria's, führte keine seinem hohen Range entsprechende Lebensweise. Seine Gattin machte ihm zuweilen darüber Vorwürfe und erklärte, sie sei getäuscht worden, indem sie einen armen Indianer unter dem vornehmen Titel eines großen Herrn oder Inka geheiratet. Sie wiederholte dies so oft, daß Don

Carlos eines Abends ausrief: „Edle Donna! wünscht Ihr zu erfahren, ob ich reich oder arm bin? Ihr sollt Euch überzeugen, daß kein König in der Welt einen größern Schatz besitzt als ich.“ Hierauf verhüllte er ihr die Augen mit einem Tuche, ließ sie zwei- oder dreimal sich umbrehen, ergriff sie bei der Hand und führte sie eine kleine Strecke fort, ehe er ihr die Binde wieder von den Augen nahm. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie diese aufflug! Sie war höchstens zweihundert Schritte weit gegangen und eine kleine Treppe hinabgestiegen, und befand sich jetzt in einer großen viereckigen Halle, wo sie auf Bänken längs der Wände die Bildsäulen der Inkas, jede von der Größe eines zwölfjährigen Knaben und alle von gebiegem Golde erblickte. Auch sah sie viele goldene und silberne Gefäße. Es war in der That, sagte sie, einer der kostbarsten Schätze in der Welt.

— Nach den neuesten Nachrichten aus China ist der Thee dieses Jahr nicht besonders gut gerathen, namentlich soll er, wie man meint, wegen der lang anhaltenden Nässe, bei weitem nicht ein so starkes Aroma haben als sonst; ganz feinen Thee von diesem Jahre gibt es gar nicht. Die Hausfrauen mögen also darauf achten.

— Die englischen Journale berichten von einem seltenen und außerordentlichen schönen Geschenke, das die Königin aus Indien erhalten habe, von einem Hunde nämlich, wie er in Europa noch nicht gesehen worden. Er stammt aus Lahore, ist schwarz und braun, zottig, außerordentlich stark und wiegt 120 Pfd. Ein Officier begleitete das Thier erst auf dem Indus hinunter nach Bombay und dann nach England. In Deutschland hätte er für dieses „Hundeführen“ jedenfalls einen Orden bekommen.

— Bei Gelegenheit einer Rede, welche vor Kurzem Lord Ashley zur Begründung seines Antrags auf Verbesserung des Zustandes der Londoner Straßenzugend im Parlamente hielt, berechnete er die Summe derselben auf 30,000 und glaubte die Lage der Mehrzahl aus dem entnehmen zu können, was in Betreff der Besucher der sogenannten Lumpenschulen feststehe. Diese 15 Schulen werden im Durchschnitt regelmäßig von 1600 Kindern besucht, im Alter von 5 bis 17 Jahre. Obwohl selbige zu den Besten ihres Schlafes gehören, sind davon 162 zu wiederholten Malen mit Gefängniß bestraft worden, sind 116 ihren Eltern entlaufen, haben 170 in Nachtherbergen gewohnt, ernähren sich 253 vom Betteln, haben 216 weder Schuhe noch Strümpfe, 280 keine Kopfbedeckung, 101 keine Hemde, und 249 nie in einem Bette geschlafen. Die nicht vom Betteln und Stehlen leben, verkaufen Bündelchen, kehren Kreuzwege und halten Pferde. Fehlt ihnen Schlafgeld, suchen sie eine Lagerstätte in Hausthüren, unter Kreuzgewölben und Wetterdächern, in Säulenhallen, Höfen und Ställen.

— Den Spitznamen „la mère Napoléon“ hat eine Frau Ametiger empfangen, die eine enthusiastische Verehrerin des Graurocks war. Sie hatte den größten Theil der Schlachten Napoleons beigewohnt und Bernadotte einmal das Leben gerettet. Als dieser zum König von Schweden gewählt wurde, war sie in Stockholm und wurde vielfach ausgezeichnet. Nach dem Sturze Napoleons sank sie mehr und mehr in Armut und war zuletzt Lumpensammlerin. Als der Prinz Napoleon als Candidat auftrat, erwachten noch einmal alle ihre Sympathien für den kaiserlichen Ohm des Prinzen, und sie gab sich unendlich Mühe, dem Neffen ihres Volks Stimmen zu verschaffen. Als am Abend des 25. Septembris der Präfect vom Balkon des Stadthauses herab Louis Napoleon als Repräsentanten proclamirte, ertönte aus einer Ecke des Platzes ein schrillender Schrei. Es war die Frau Ametiger, die die Nachricht so lebhaft erfreute, daß sie vom Schlage gerührt, todt niedersank.

Fliegende Blätter.

** Römischer Charivari. So eben ist in Rom ein neues Journal im Sinne des pariser Charivari erschienen, welches den Titel: „Don Pirelone“ führt. Bekanntlich ist „Pirelone“ eine Art Lartuffe, eine Hauptperson in einer Comödie Goldonis. Man kann sich einer Art Verwunderung nicht enthalten, in der heiligen Stadt das gravirte Titelblatt dieses Journals zu sehen, welches einen Jesuiten darstellt, der einen Sack voll Thaler unter seinem Mantel fortträgt. Auf einem andern Blatte erscheint das Minister-Conseil, versteht sich caricirt. Ein leerer Geld-Kasten (il tesoro) steht zu den Füßen der in erster Berathung begriffenen Herren. Einer von ihnen, wahrscheinlich der Kriegsminister, vernagelt eine Kanone. Eine sehr achtbare Personage — die Zeit oder der heilige Vater, wie man will, ist auf einem Lehnstuhle eingeschlafen. Das Motto des Journals lautet:

„Verstehe mich, wer mich verstehen kann, ich verstehe mich selbst ganz gut.“

** In Claremont (wo bekanntlich Ludwig Philipp mit seiner Familie jetzt wohnt) sind dieses Jahr sehr viele Ananas — ohne Krone gewachsen und gereift, gleich als habe die Natur des alten Königs spotten wollen. Man nennt jetzt solche Ananas republicanishe; früher hießen sie blinde.

** In den Conversationszirkeln kommen mir jene Menschen als die un-ausstecklichsten vor, die nicht Geiſt genug haben, um zu reden, aber auch nicht Verstand genug, um zu schweigen.

** Wir leben in einer Zeit, die so glatt ist, daß sie sogar die Falten aus den Kleidern verbannt; dafür aber nehmen die Falten des Characters der jetzigen Menschheit täglich um desto mehr zu.

** Vor Zeiten wurden die Hochzeiten laut und lärmend gefeiert; dafür war die Ehe um so friedlicher und stiller; jetzt zieht man es vor, sich in aller Stille zu vermählen; der Lärm aber stellt sich nicht selten erst in der Ehe ein.

** „Dahin, dahin!“ Die Armuth wird abgeschafft, es giebt in Zukunft kein Proletariat mehr, überall herrscht Reichthum in Fülle, denn das Gold wird lächerlich wohlfeil werden, wenn die americanischen Zeitungen nicht lügen (was bekanntlich sehr selten der Fall ist.) Sie erzählen nämlich, in Californien sei ein wahres Goldland entdeckt worden, ein Strich von vielen Meilen Länge und Breite, wo man das Metall, das bekanntlich „keine“ Chimäre ist, in unglaublicher Menge finde, in Körnern von der Größe eines Stecknadel-Kopfes bis zu Stücken von einer Unze schwer. Auch soll ein großer Theil der americanischen Bevölkerung mit Weib und Kind bereits auf der Wanderung sein nach dem neuen gelobten Lande und die, welche dort angekommen sind, Prediger, Schuster, Doctoren, Schneider und Diebe, alle stehen in den Flüssen und Bächen und waschen den Sand aus, um das Gold zu finden. Hundert Dollars täglich so zu verdienen, soll ein Spaß sein. Trotzdem ist das Goldland in den traurigsten Zuständen, denn kein Mensch will etwas anderes thun als Gold waschen; der Arzt läßt die Kranken sterben, denn er wäscht Goldsand; für Hausen Goldes ist kein Brod zu haben, denn die Bäcker verdienen beim Goldwaschen noch mehr als beim Brodbacken; der Schneider, den ein Rockbedürftiger anspricht, lacht den Thoren an; Siebe und andere Gefäße sind so theuer, als wären sie von edlem Metalle. — So sabelhaft das alles klingt, wird es doch bereitwillig geglaubt, denn wenn von Gold die Rede ist, glaubt der Mensch alles und wenn Gold, viel Gold zu erlangen ist, gehen im Nothfalle sogar die Führer der äußersten Rechten und Linken, die doch bekanntlich ihren eigenen Vortheil nie im Auge haben, nach China und lassen sich einen Zopf wachsen.

** Merkwürdig! Seit aller Druck, Censurdruck, Frohdendruck u. verschunden ist, sind alle Course gedrückt und seit die Völker sich erhoben haben, sind die Papiere gefallen.

Pesth-Ofner Neuigkeitsbote.

** Erklärung. Obwohl wir uns verpflichtet sahen, dem verehrten Publicum einen Aufschluß über das stattgefundene Attentat auf den General Bem zu geben, und die Gründe in Kurzem in der „Pesther Zeitung“ vom 10. d. M. auseinander zu setzen, welche den Thäter zu diesem Schritte bewegen konnten, so sehen wir es dennoch für unsere Pflicht an, die lügenhaften Gerüchte, welche Jemand im „Märzcius“ und durch Uebersetzung in der „Opposition“ Nr. 183 verbreitet, daß General Bem schon bei Ofrolenka die Polen verrathen habe, zu widerlegen.

Da im Allgemeinen während des ganzen Feldzuges vom Jahre 1831 durchaus dem genannten General nichts vorzuwerfen ist, indem erst seine Handlungsweise nach beendigtem Feldzuge während der Emigration und im Lande selbst das allgemeine Mißtrauen seiner Landsleute erweckte. Indem wir nun unsere offene Handlungsweise und gerechte Sache durch gar keine ungegründete Verläumdung besleckt sehen möchten, so sehen wir uns hiermit genöthigt, diesem, in den zwei schon genannten Zeitungen befindlichen Vorwurfe zu widersprechen.

Ofn, den 13. Nov. 1848.

Von den hier versammelten Polen.

** Der „K. Hirlapja“ hat einen vom 10. datirten Brief aus Wien erhalten, der Folgendes mittheilt: Hier ist wieder eine Bewegung ausgebrochen. Die croatischen Soldaten haben ihr schmutziges Gelüste an mehreren unschuldigen Mädchen ausüben wollen, und hierauf entstand die Revolte. Das deutsche Militär erhob sich gegen die croatische Soldateska, und augenblicklich strömten den Erstern Schaaren von Bürgern zu. Die deutschen Soldaten erklärten, nicht mehr mit den Croaten dienen zu wollen. Als der Brief abging, dauerte der Cravall noch immer fort. Dr. Füller soll sich erschossen haben. Borrosch und Woland sind eingezogen worden.

** Ein Theil des Szekler-Militärs, Husären und Infanterie, weilen soeben in unsern Mauern, um nach einigen Rasttagen ihrem Vaterlande zu Hilfe zu eilen. Hört man diese liebenswürdigen Satanasse zähneknirschend von Siebenbürgen sprechen, so läßt sich nur das Beste von ihnen erwarten.

** Der „P. Hirlapja“ macht den vernünftigen Vorschlag, daß zur Erleichterung des Nationalgardendienstes einstweilen die hier sich sammelnden Bataillons-Contingents-Ueberschüsse bei den Wachen u. verwendet werden sollen.

** Im Weissenburger Comitete sollen alle Sophien ihre Namen umgetauft haben. Leicht glaublich, meint der Feuilletonist im „K. Hirlapja“, thun doch alle Männer dasselbe, die Ferdinand heißen.

** Der Pesther Großhändler Herr Fr. Liedemann hat für die verunglückten Weißkirchner und Debelliacser Einwohner 40 fl. G. M. gespendet, und diese Summe dem Herrn Polizei-Chef Paul Hajnik eingehändigt.

** Der Husären-Lieutenant Georg Desy hat ein schönes Beispiel seiner Humanität gegeben. Auf seiner Hereinfahrt nach Pesth fand er draußen auf der Landstraße ein armes leuchtendes Weib, welches mit einer schweren Last auf dem Rücken wankenden Schrittes gegen die Hauptstadt wanderte. Diese Frau trug ihr gestorbenes Kind auf dem Rücken. Der eble Husär nahm die Mutter sammt dem Kinde auf den Wagen, führte sie nach Pesth, theilte hier seine Wohnung mit ihnen und bestattete Tags darauf das todte Knäblein.

** Das gestern hier stark circulirende Gerücht von einer Einnahme Arad's und dem Tode Berger's scheint sich heute leider nicht zu bestätigen. Desto bestimmter aber lauten die erfreulichen Nachrichten über Wien fort.

** „Martin der Findling“, eine Satyre auf den bekannten Sue'schen Roman, ein Galimathias von der ausgesuchtesten Sorte, legten Sonntag im Ofner Stadttheater zur Aufführung gebracht, versammelte ein äußerst zahlreiches Publicum, welches mit außerordentlicher Pietät der Aufführung beiwohnte und wie es sich aus den oft ausbrechenden Beifallsbezeugungen kundgab, sich sehr zu ergötzen schien. — Die Fr. Müller und Bruckbräu (Basquine und Regine v. Noirier) hätten füglich mit ihren Rollen tauschen können, nur hätte Letztere auch als Basquine sich bemühen müssen, sich von jenem Anfluge von Zerstreutheit, der sie leider oftmals überkommt, und ihrem gefälligen Spiele Eintrag thut, nicht so häufig bemeistern zu lassen. Hr. Gallmeyer als Bamboche und auch Hr. Schmitt als La Levrasse ernteten fast stürmischen, verdienten Beifall. Die erwähnte Piece dürfte übrigens bei dem sich so sonderbar äußernden Geschmacke des Publicums noch an einigen Sonntagen ihre Zugkraft bewahren.

** Pius IX. hat zum Danke gegen die Ungarn, da ihn der Radical-Kör zu seinem Ehrenmitgliede ernannt hat, ihren König von der katholischen, alleinseligmachenden Kirche excommunicirt. Se. Majestät soll Er. Heiligkeit ein Schnippchen geschlagen haben und ist gesonnen, dieser Tage Calvinist zu werden; der Expremierminister Kécsey soll mit einem Diurnum von 3000 fl. die Pathenstelle übernommen haben.

** Ein Bursche aus Gzegled brachte zwei desertirte walachische Soldaten gefangen nach Pesth (notabene: der Bursche war unbewaffnet und die beiden Soldaten waren mit Gewehren versehen). „Ich habe sie gefangen“, so motivirte der Bursche seine Handlung, „weil sie ein ungarisches Beinkleid hatten und doch nicht ungarisch wußten, was sie mir gleich verdächtig machte.“ Nicht übel!

** Sollte Jemand Lust haben, gegen den (gewesenen) Bischof von Beshrim, Zichy, eine Treibjagd zu halten, theilen wir ihm nach dem „Märzcius“ die großartige Entdeckung mit, daß Se. Exzellenz zugleich auch Titulardomherr von Olmütz sei. Vielleicht bivouaquirt er auch ad majorem Dei gloriam in der dortigen Menagerie auf dem großen Plage und wäre so leicht zu erwischen.

** An einem der vergangenen Abende ward auch einem ziemlich bespitzten Bürger die Landstraße zu enge, und als man den Mann, der fortwährend hin und her taumelte, fragte, wohin er gehe, antwortete er: „Ich mache nur Flankenbewegungen, wie sie der Zelacic gemacht hat.“